

Friedrich Ernst Peters

Weihnacht 1914
in Issoudun

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Weihnacht 1914 in Issoudun

Friedrich Ernst Peters

**Weihnacht 1914
in Issoudun**

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Kleine Erzählungen*. Göttingen : Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1941, S. 3-9.

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben*. Schleswig: Bernaerts, 1955, S. 203-208.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5763/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57631](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57631)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57631>

Weihnacht 1914 in Issoudun

In Issoudun im Département Indre steht über den Wassern der Théol ein altes Gebäude, das einstmals Kloster war und dann, vielleicht seit den Tagen der Revolution, als Kaserne Dienst tun musste. Mit einem gewaltigen Bogen aus verwitterndem Gestein steht es in seiner Längsachse spreitbeinig über dem Fluss. Im Herbst des Jahres 1914 beherbergte es etwa 600 der deutschen Soldaten, die in der Marneschlacht Gefangene der Franzosen geworden waren.

Ihrer keiner hatte mit diesem Schicksal gerechnet, und keiner wusste, ob Frankreich sich hinsichtlich ihrer Behandlung überhaupt irgendwelchen Regeln und Abmachungen fügen musste. Ruhr und Typhus wüteten unter den Deutschen, und die kärgliche Kost machte einen langsamen Hungertod wahrscheinlich. Da zeigte sich der Wille zum Leben in seiner schauerlichsten Unverhülltheit. Willi Lohmann, der Schauspieler aus Dresden, ging mit tiefbekümmertem Gesicht umher und fragte seinen Freund, den jungen Lehrer: „Wird dir nicht auch bei deiner Gottähnlichkeit bange?“ Einige der Gefangenen hatten eine kleine Barschaft in die Kaserne zu Issoudun retten können. Wenn sie unter Verzicht auf alles Überflüssige die unbedingt notwendigen Zusätze an Lebensmitteln einkauften, so konnte ihnen das nackte Leben noch für ein paar weitere Monate als gesichert gelten. Die Masse der Hungernden aber musste sich wie eine Horde marodierender Hunde an den Müllhaufen menschenunwürdig um ekle Abfälle beißen.

Unter denjenigen der Vermögenden, welche jede Bitte um eine Brotkruste oder eine Zigarette mit besonderer Roheit abzuschlagen wussten, tat sich durch kaltblütigen Hohn einer hervor, dessen Familienname ein Raubtier bezeichnete. Der Schauspieler Lohmann aber, der unter den verwilderten Bärten immer neue Tierphysiognomien entdeckte, erkannte in diesem Mann die

Ratte. Die Form des Kopfes, die ständige Unruhe der kleinen Augen, die kleinen, spitzen Zähne rechtfertigten die Namengebung vollkommen. Die Ratte blitzte jeden mit einem bössartigen Lächeln an, das, in Worte übertragen, sagen zu wollen schien: „Wir werden hier alle verrecken; aber dich werde ich in jedem Fall überleben, wenn auch nur um einen Tag.“

Immer zog es die Ratte zu den feuchten Kellern des alten Gemäuers hin; immer war sie zur Stelle, wenn das angelieferte Gemüse in die Gewölbe geschafft werden musste. Im unterirdischen Dämmer konnte sie sich zuweilen weghuschend der Aufsicht der Franzosen entziehen, und so entdeckte sie eines Tages den Zugang an den übermauerten Fluss.

In den Nächten standen die beiden Freunde, der Schauspieler und der Lehrer, oft stundenlang im Flur des dritten Stockes an einem verborgenen Fenster, das ihnen an einer unbeobachteten Seitenmauer den Blick freigab in den Nachthimmel mit Mond und Sternen oder auch nur mit dunklem Gewölk. Tief unter ihnen wälzten sich die Wasser der vom Herbstregen angeschwollenen Théol schwarz und chaotisch unter dem Mauerbogen hervor, und während der Hunger ihnen in den Eingeweiden brüllte, suchten sie aus ihrem Gedächtnis hervor, was sich von Schätzen klassischer Dichtung dort aufgespeichert hatte. Denn sie waren beide wild entschlossen, ihre Menschenwürde nicht aufzugeben.

Im November kamen nicht nur die ersten Briefe, sondern auch – was keiner recht zu hoffen gewagt hatte – die ersten Pakete und Geldsendungen aus der Heimat an. Da konnte es geschehen, dass einer der Ärmsten über Nacht zum reichen Manne wurde. Menschlichkeit und Gesittung nahmen, noch schüchtern zwar, die geräumten Stellungen wieder ein. Nach und nach fielen die Masken der wildwuchernden Bärte, und die befreiten Gesichter fanden aus der Verzerrung, die ihnen das Elend aufgezwungen hatte, heim ins menschliche Ebenmaß. Immer seltener fühlte sich Willi Lohmann an Tierfratzen gemahnt.

Die guten Tage aber der Ratte gingen ihrem Ende zu. Ihre Vorräte waren nahezu aufgezehrt, und an eine Ergänzung aus der Heimat durfte sie nicht denken. Da fasste sie den Entschluss, die vollends ungestaltlich gewordene Kaserne auf ganz rattengemäße Art zu verlassen.

An einem düsteren Tage, kurz vor Weihnachten, ließ sich der Gefangene mit dem Raubtiernamen vormittags nach dem Gemüsebladen in den Kellergewölben einschließen, um sich bei Dunkelheit von den Wassern der Théol in die Freiheit hinaustragen zu lassen. Sein Verschwinden blieb unbemerkt, und als die beiden Freunde um Mitternacht an ihrem Fenster standen, sahen sie versunken den dunklen Wassern nach und gedachten ohne Groll und sogar mit guten Wünschen der Ratte, die nun schon vor Stunden dort im Süden irgendwo an Land gestiegen sein musste.

Plötzlich wurde unten an der Einfriedigungsmauer ein Schuss abgefeuert, und ein Mensch schrie auf. Es antworteten aus anderen Ecken des Kasernengeländes noch ein paar weitere Schüsse, und dann war schauerliche Stille. Die Freunde waren vom Fenster zurückgefahren. Sie hielten sich bei den Händen und sahen sich entsetzt an. Keiner fand mehr den Mut, von der Ratte zu reden. Da draußen lag irgendwo ein gequälter Mensch in seinem Blut. Da schlichen sie auf ihre Strohschütte. Aber sie fanden keinen Schlaf, und die Kälte dieser Nacht drang ihnen bis ins Mark.

Am nächsten Tage wurde bekannt, dass der Gefangene schon kurz nach dem Abendappell in seinem Versteck aufgestöbert und ins Gewahrsam gebracht worden war. Die Wachtposten hatten in der Nacht aus reiner Nervosität ihre Schüsse abgegeben. Den beiden Freunden fiel ein Stein vom Herzen. Da aber die Franzosen weiterhin unentwegt vom Erschießen des Flüchtlings sprachen, war wenig gewonnen. Aus dem Wachtgebäude und den Schilderhäusern wehte gesteigerte Feindseligkeit eisig zu den Gefangenen herüber. Das Rauchen im Kasernengebäude wurde verboten. Gefängnisstrafe war dem angedroht, der ein Lied zu singen sich erfrechte. Nirgends durfte nach dem Abendappell

noch eine Kerze brennen. So kam Weihnachten heran. Willi Lohmann sagte mit geballten Fäusten und zittriger Stimme: „Alles wäre leichter, wenn nur nicht dies scheußlich sentimentale Fest vor der Tür stünde, an das man wider Willen doch immer denken muss.“

Der Druck auf den Gemütern ließ zwar nach, als der Gefangene mit dem Raubtiernamen seines Fluchtversuches wegen zu einfachen dreißig Tagen Gefängnis verurteilt wurde. Gleichzeitig aber verbot der Kommandant jegliche Weihnachtsfeier und ließ dabei vernehmen, er werde den kleinsten Versuch einer Umgehung der Vorschrift als Meuterei betrachten.

Am 24. Dezember lagen die Gefangenen still, finster brütend und heimwehkrank auf ihrer Strohschütte, bis am Nachmittag zwei geschickte Leute anfangen, einem Besenstiel Tannenzweige einzusetzen, die in Paketen aus der Heimat gekommen waren. Der langsam entstehende künstliche Tannenbaum lockte immer mehr Missmutige vom Lager hoch. Zuletzt wollte jeder zum Schmuck der Tanne etwas beisteuern, und am Ende konnte das schwache Bauwerk nicht tragen, was ihm an Last zugemutet wurde.

Der Abendappell wurde abgehalten, und als die Franzosen die schweren Riegel vorgelegt und die Schlüssel umgedreht hatten, als demnach mit ihrem Wiedererscheinen nicht wohl zu rechnen war, machten sich eifrige Leute daran, sämtliche Fenster mit den vor kurzem ausgelieferten Woldecken zu verhüllen. All diese Vorbereitungen vollzogen sich unter fröhlichem Lärm. Und dann kamen die verborgenen Kerzen zum Vorschein, der Lichterbaum erstrahlte, und mit einem Mal war in dem großen Raum andächtige Stille. Verknisternde Tannennadeln füllten den französischen Kerker mit dem Duft des deutschen Waldes und der Freiheit. Wer konnte da noch an den armseligen Besenstiel denken? In den Augen derjenigen, die den Christbaum nahe umdrängten, spiegelte sich der Kerzenschein wider, und manch ein lauter Bramarbas wurde wie unter der Berührung von einem

Engelsflügel zum stillen, andächtigen Menschen, der wieder um seine Seele und ihre verschüttete Sehnsucht weiß. Einer begann zu singen von der stillen, heiligen Nacht, andere fielen mit ein, und obwohl alle ihre Stimme zu dämpfen suchten, wurde ihnen doch die Brust so weit, und das Lied von der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Zeit nutzte das für seinen volleren Klang.

Einzelne waren mit finsterem Gesicht auf dem Stroh liegen geblieben: die Armen, die Verlassenen, an die kein Mensch in der Heimat gedacht hatte. Unter den Männern, von denen viele bis vor kurzem nichts anderes hatten denken können als die Wahrung des eigenen armseligen Lebens, unter den Männern sprang eine Woge des großen Erbarmens auf. Vor den Verlassenen häuften sich die Gaben. Ganz groß und neuentdeckt war die Lust, dem Nächsten Liebes zu erweisen.

Willi Lohmann ging umher im Rausch des Schenkens. Von zwei neuen Hemden, die ihm seine Schwester geschickt hatte, gab er eines demjenigen, der am schauerlichsten verlaust war, und bald war es so weit, dass er, wie erwachend, seinen Freund um eine Zigarette bitten musste. Er trieb die Selbstverleugnung bis zum Äußersten; denn obwohl er als Diener an der Schönheit des Hochdeutschen den sächsischen Dialekt aus tiefstem Herzen hasste, sprach er an diesem Abend mit seinen Landsleuten aus dem Vogtland voll Hingebung sächsisch, und manchmal wollte ihm die Stimme in einem Aufschluchzen versagen.

Mit einem Male donnerte es von außen gegen die Tür. Die Kette rasselte; das Schloss kreischte. Es erschien mit finsterem Gesicht ein französischer Leutnant, und ihm nach drängten Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Eben erst war der Gesang verstummt. Die Kerzen brannten noch, und der frische Luftzug von der offenen Tür fuhr hämisch hinein in das blaue Gewölk des Tabakrauches. Hier geschahen lauter verbotene Dinge. Die Meuterei stand in hoher Blüte.

Was sollte nun geschehen? Die deutschen Soldaten, deren empfindsames Ehrgefühl so jäh auffahren konnte, standen ganz

still und ergeben. Aus vielen Augen strahlte eine Weltentrücktheit, die entwaffnend gewesen sein muss. Einen Augenblick stand der französische Offizier ratlos. Dann nahm er Haltung an, grüßte und wandte sich schnell zum Gehen. Scheu und betroffen folgten ihm die Soldaten.

So erzwang sich am Weihnachtsabend 1914 in der alten Kaserne zu Issoudun das Menschliche sein Recht. Es konnte obsiegen, weil sich wieder einmal gezeigt hatte, dass ihm trotz allem das Göttliche eingeboren ist.

